

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 24 (1934)

Heft: 24

Artikel: Die drei guten Werke [Fortsetzung]

Autor: Huggenberger, Alfred

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-639671>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 09.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Sternenwölfe in Wort und Bild

Nr. 24 - 24. Jahrg.

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Herausgeber: Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern

16. Juni 1934

Abendliche Uferspiegelung am Teich. Von Fr. Schmid-Marti.

Du wiegst das Bild auf deiner Flut
Und wirfst es heiter in mein Blut,
Du, mit dem lächelnden Gesicht
Kennst keine Unrast nicht.

Schon schweigt der Wind im alten Baum,
Der Dämmerung Flöre fallen sacht.
Der letzten Welle Silberschaum
Wieg Tag und Leben in den Traum.

Du trägst den schneig weissen Schwan
Und treibst gelassen meinen Kahn
Dem friedesamen Ufer zu.
Verblauend sinkt der Tag in Ruh.

Die drei guten Werke. Erzählung von Alfred Huggenberger.

II.

In der Stube des Hauses zum Trüeter (Hausrebe) in Surschachen sitzen um diese Zeit zwei Männer in leidlicher Eintracht beisammen, die sich soeben in einer wichtigen Angelegenheit miteinander verständigt haben.

„Also — es braucht jetzt weiter keine Schwätzereien mehr, die Sach' ist im Blei“, sagt der Gastgeber Enoch Ramsbacher etwas herablassend. „Ein Mann ein Wort, ich bin radikal. Notabene: nur dem Kind zuleid sag' ich ja, weil die hinterrüds mit dem Nachbar seinem Schlingel angebändelt hat. Ich sag' nicht ja, weil mir die Partie paßt. Die älteren Knaben sind sonst nicht mein Fall. Der Mensch soll von rechtswegen seine dummen Stüde machen, wenn er jung ist. Aber jetzt, wie gesagt, hau ich ab aus Bernunft und Diplomatie. Zehn Jahre lang hab' ich nun mit meinem Nachbar gelebt wie ein Engel, und er hat mir nie auf ein Wort Bescheid gegeben. Hab' ich ihn angebrüllt, daß man's fünf Häuser weit hat hören können, der Boswicht hat sich immer taubstumm gestellt. Dafür wird jetzt sein Bub, der Konrädl, von mir abgefäßt, wenn er auch sonst gar nicht übel wäre. Ich bin radikal. Ich bin Diplomat.“

Der alte Stöhr vom Beeribrunnen ist nicht besonders erbaut von seinem fünfzigen Gegenschwäher; aber er sucht gute Miene zu machen, und da er der Sache noch nicht ganz traut, so hält er es für zweckdienlich, sowohl seine wirtschaftlichen Verhältnisse, als auch die ungezählten Vorzüge seines Sprößlings noch einmal gebührend herauszustreichen.

Seine Beredsamkeit findet jedoch beim Vetter nicht die geringste Anerkennung, im Gegenteil, dieser fühlt sich durch seine Ausführungen ernsthaft beleidigt. „An der Bernunft laß ich mich nicht angreifen!“ fährt er den Beeribrunner grob an. „Meinst du, ein Diplomat, wie ich, frage nicht an der richtigen Quelle nach, wenn so etwas in der Schwebe ist? Ich weiß auf den hintersten Rappen, wieviel du versteuerst und wieviel du nicht versteuerst, du Zapfennazi von einem Vetter!“

Die rechte Schulter des Männchens liegt fast um eine Handbreite tiefer als die andere. Wenn er erregt ist, befällt ihn dazu in der Regel eine leichte Halsstarre, die ihm den Kopf nach links zieht, und über diese Schwäche kann er sich so heftig ärgern, daß seine sonst noch einigermaßen erträgliche Grobheit und Großmauligkeit mit ihm durchbrennt oder daß es ihm die Rede überhaupt verschlägt. Jetzt trifft das erstere zu und er läßt seiner übeln Laune freien Lauf:

„Du hast noch lang keinen Begriff von mir, ich will dir aber den Begriff schon beibringen! Meine Diplomatie hab' ich auf die Welt gebracht, ich bin schon mit vier Jahren das vernünftigste Büblein in ganz Surschachen gewesen. Und wenn du gescheiter sein willst als ich, dann bin ich imstand, noch in der zweitletzten Sekunde abzuwinken. Ich bin radikal!“

Der so Gemäßregelte ist ein bishen kleinlaut geworden. Er schielte hin und wieder verstohlen durchs Fenster, denn nach der getroffenen Abrede könnte Friedli nun jeden Augenblick

eintreffen. Nebenbei trägt er sich mit dem Vorhaben, diesem wenn möglich einige Winke zu geben. Der Better will ihm mit seiner Anschnarcherei bald die ganze Sache verleidet.

Dieser hat sich inzwischen wieder abgeregelt und macht in aller Gemütsruhe einen Vorschlag. „Bermunftgemäß müssen wir zwei jetzt einen gemütlichen Gang durch die Felder machen. Der Rudolf und die Sohnsfrau sind auch aus dem Hause bugsiert. Alles Diplomatie, denn da müssen sich die zwei jungen Leute schon aus Verlegenheit aneinander gewöhnen. Daß die Emilie ja sagen wird, das gebe ich geschrieben und gestempelt; um vier Uhr ist nämlich im „Röhl“ das Verlobungssessen bereit. Auch wieder ein Schachzug. Drei Gänge. Ich lasß mich nicht lumpen. Ich bin radikal.“

Der Beeribrunner macht unvorsichtigerweise den Einwand geltend, er hätte halt doch seine künftige Schwieger-tochter gern vor dem Abschluß noch kurz besichtigt. „Nur so betreff Aussehen und angenehmen Umgang“, wagt er sich etwas genauer auszudrücken. Da hat er aber richtig wieder in ein Wespennest gelangt. Der Better legt den Kopf beinahe wagrecht auf die höhere Achsel, seine ausgespreizte Hand zittert derart vor Empörung, daß der beabsichtigte Schlag auf die Tischplatte gleichsam in der Luft eintrodet.

„Das ist geriebener Pfeffer!“ haucht er verständnislos; er vermag den Worten erst nach und nach die entsprechende Wucht zu geben. „Nein, das wäre fast eher ein Zeichen von Verblödung! Wenn einer mich persönlich kennt und will meine Tochter nicht unbesehen nehmen! Wenn du noch ein Sterbenswörtlein von deinem „angenehmen Umgang“ verlierst, so brauch' ich die Bernunft und hau' das Seil app, ich bin radikal. Wir sind eine ehrbare Familie, und für den sogenannten „angenehmen Umgang“ wärest du sowieso zu alt.“

Samuel Stöhr fügt sich still und rückt mit der verföierten Bernunft zu dem sogenannten gemütlichen Feldgang aus. Der Friedli hat ja die Augen auch nicht im Sad, denkt er, der wird nicht so mir nichts dir nichts ins Unglück hineintappen. —

Die zwei Beters sind kaum um die Ecke des Nachbarhofes gebogen, als ein hübsches, gradgewachsenes Dirnlein sein Zweirad an den Gartenhang des Hauses zum Trüeter anlehnt und leichtfüßig auf die Steintreppe zugeht. Im gleichen Augenblick geht das Scheunentörchen auf. Emilie Ramsbacher, die den weggehenden Männern durch ein Astloch nachgelauert hat, stürzt mit einem unterdrückten Freudenruf auf die Freundin zu und umhalst sie stürmisch. „Regine — Regine! Du erscheinst mir wie ein Engel vom Himmel!“

Sie versorgt das Zweirad rasch in der Scheune, um hierauf den willkommenen Gast, zwei Stufen auf einmal, die Treppe hinauf und ins Haus hineinzuziehen.

Drinnen in der Stube legt sie der überraschten Freundin wieder den Arm um den Hals und bittet und bittelt, bis sie kaum noch zu Atem kommen kann: „Regine — du kannst einen Gottslohn an mir verdienen! Du mußt für ein halbes Stündchen die Trüeter-Emilie spielen! Mein Better Friedli vom Beeribrunnen muß dein Better sein, und wenn er dir einen Heiratsantrag macht, so mußt du ja sagen! Willst du mir diese Kleinigkeit zu Gefallen tun?“

Die solchermaßen Ueberfallene macht zuerst einige Bedenken geltend, läßt sich jedoch ohne Mühe bereden. „Zum

Dasagen wär' ich eigentlich heute gar nicht so übel aufgelegt“, lenkt sie lächelnd ein. „Aber wasstell' ich denn an, wenn mich der Herr Better allenfalls nicht will?“

Emilie ist hierüber unbesorgt. „Da brauchst du keine Angst zu haben, dem ist's allweg bitter ernst. Du mußt überhaupt von Anfang an so tun, als ob die Sache schon so gut wie im reinen wäre. Es ist ja alles abgekettet und ausgemacht. Nur ich will nicht. Der Better muß allerdings ein sehr trockener Herr sein, der sich mit einem Mädchen nur zwangswise einläßt.“

„Also — zwinge man ihn halt!“

Das muntere Ding ist ganz übermütig und unternehmend geworden. „Ich versprech es dir in die Hand hinein, in einer halben Stunde geben wir uns die Jawörter! Wenn er dann nachher erfährt, daß ich mit Not eine Aussteuer bekomme, wird's wohl mit der Liebe vorbei sein; aber ich bin doch dann aus dem Wunder, wie es im Ernstfall zugeht. Hoffentlich hat er seinen Vers gut auswendig gelernt! Das wäre für mich kein Schlechtes, wenn ihm in der Angst der Faden ausgeinge und ich ihm am Ende gar unter die Arme greifen müßte.“

Emilie wirft einen vorsichtigen Blick durchs Fenster und fährt erschrocken zurück. „Teß — da ist er ja schon!“ Sie verzieht sich lautlos nach der Nebenstube hinüber. Regine setzt sich auf die Wandbank an den Tisch und langt aufs Geratewohl eine Häkelarbeit aus dem in der Wandnische stehenden Arbeitskörbchen, um hierauf mit vieler Mühe eine recht freundliche Verwandtenmiene einzuüben.

Nun hört man die Haustüre knarren. Zögernde Schritte im Gang. Es klopft.

„Herein!“

Wie Regine den eintretenden Freier mit einem raschen Blick nur oberflächlich mustert, schießt ihr eine leichte Röte ins Gesicht. Das ist ja der Wandersmann, dem sie heute daheim in Surhalden von ihrem Kammerfenster aus zusah, wie er einem jungen Rotschwänzchen das Leben retten wollte, und an dem sie dann nachher beim Gubelhofe vorbeifuhr, als er eben im Begriff war, nach einer rauhblütigen Raube zu werfen! — Die Entdeckung belustigt sie zwar einerseits; doch verhehlt sie sich nicht, daß sie nun vor einer ganz neuen Sachlage steht. Wird ihr die kleine Sympathie, die sie für den Fremdling gefaßt hat, ihre Aufgabe nicht erschweren?

Friedli Stöhr hat seiner Seele einen Puff gegeben, er hat die Türe beherzt aufgemacht und steht nun, die Klinke noch in der Hand, ziemlich breit und tapfer in der Stube. „Grüß Gott, Jungfer Bas! So, da wären wir ja“, sagt er, genau wie er es sich vorgenommen: ein bisschen burschikos, ein bisschen launig; er hat von Kameraden gehört, daß man sich vor Mädchen niemals verlegen oder erschrocken zeigen dürfe.

Aber damit ist es mit der programmäßigen Abwendung der Angelegenheit bereits aus und vorbei. Alles ist gründlich anders, als er es sich vorher mit Verschwendung von Geisteskraft ausgedacht und zurechtgelegt hat. Das Traumbild von gestern nacht ist in einer tiefen Versenkung verschwunden; statt der Vogelscheuche, die er zu sehen halb und halb erwartet hat, steht ein frisches, wohlgemachtes Bauernkind vor ihm, rank und schlank — und, wenn er

recht hinsieht, wahrhaftig zum Verliebtwerden hübsch! Der erste Gedanke, der ihn durchblitzt, ist der: Nie und nimmer! Da soll ein anderer die Unverschämtheit aufbringen! Die kann doch keine Ahnung vom Beweggrund seines Kommens haben, denn sonst würde sie ihm nicht einen Stuhl in ihrer angenehmen Nähe zurechtschreiben, niemals vermöchte sie so ganz unbefangen und herzlich ihrer Freude über sein Kommen Ausdruck zu geben!

Friedli Stöhr ist kein Diplomat, wie sein Vetter Enoch; aber eine dumpfe Ahnung sagt ihm, daß hier etwas nicht stimmt. Entweder hat man die Arglose falsch oder gar nicht berichtet oder dann — ja, das wäre noch naheliegender: sie will ihn ein bißchen firre machen, um ihn nachher mit um so größerem Behagen am Seil herunterzulassen.

Ja, das führt sie wohl im Schild, die anmutige Hex! In ihren Mundwinkeln hält sich ja schon das Lachen versteckt. Sei auf der Hut, Friedli, drei Körbe sind gerade genug, den vierten kannst du dir heute ersparen! Wäre es nicht eine Albernheit, dir einzubilden, daß so ein lieber Käfer nun just auf dich gewartet hätte.

Regine unterhält sich gelassen mit ihrer Arbeit und schielte daneben etwa verstoßen nach dem verlegenen Liebhaber hinüber, der zwar auf alle Fragen und Gesprächsanregungen bescheidenlich und verständig eingeht, jedoch dabei immer ängstlich darauf bedacht ist, ihr von seiner angehenden Verliebtheit, die ihm schon ordentlich zu schaffen macht, nichts merken zu lassen. Der Gegenstand dieser für ihn teilweise bedenklichen und doch wieder äußerst reizvollen Gefühlsverwirrungen wartet und wartet mit steigender Ungeduld auf einen Antrag, doch immer umsonst. Friedli Stöhr denkt trotz seiner mehr als vetterlichen Gefühle: Die wird wohl warten!

(Fortsetzung folgt.)

Der Gottesstreiter.

Die Geschichte von Jakobs Kampf am Fluß Jabbok ist eine der dunkelsten der ganzen Bibel. Nicht für die Phantasie des bildenden Künstlers, der, davon gerade angeregt, ein schönes mythologisches Bild schafft. Auch nicht für den Religionsgeschichtler, der sofort eine Reihe von Parallelen aus den Mythen der verschiedensten Völker zur Hand hat und zeigt, wie das Motiv vom nächtlichen Kampf mit Dämonen, Ungeheuern, Gespenstern und Teufeln da und dort auftrat oder wie Sagen und Märchen von listigen Menschen erzählen, denen es gelungen ist, einem Gott sein geheimes Wissen oder seine geheime Kraft zu entreißen. Wohl aber für den Bibelleser, der da mehr sehen möchte als einen Mythos, und dem die Bibel auch an dieser Stelle mehr bedeuten möchte als ein mythologisches Dokument.

Da wird uns also erzählt, wie Jakob auf seiner Heimreise ins Land seiner Väter in der Nacht von einem Mann angefallen worden ist und bis zum Morgengrauen heftig



G. Doré: Jakobs Kampf mit dem Engel.

gelämpft hat. Jakob wehrt sich kraftvoll und es gelingt dem Gegner nur mit einem listigen Griff, zu obsiegen, indem er Jakob an der Hüfte so verletzt, daß er von da an hinkt. Der Gegner geht also nicht ganz fair vor, doch muß er es tun, um Jakob zu überwinden. Und Jakob beklagt sich nicht darüber, daß die Spielregeln überschritten worden seien. Im Gegenteil; im Augenblick, wo er durch diese List überwunden wird, erkennt er, daß er nicht siegen darf, weil er mit Gott selber kämpft. Und nun hält er Gott, der sich ihm entringen will, fest und erklärt ihm: „Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn.“ Und Gott segnet ihn mit einem neuen Namen. Hat er bisher Jakob geheißen („man überlistet“), so soll er von nun an Israel heißen („Gottesstreiter“). Der Gott selber aber verweigert ihm seinen Namen. Es muß ihm genügen, daß er aus diesem harten Kampf als ein Gesegneter hervorgegangen ist. Jakob aber gibt dieser Stätte einen neuen Namen. Pniel nennt er sie, „denn ich habe Gott von Angesicht gesehen und meine Seele ist genesen.“

Das ist in der Tat eine sonderbare Erzählung. Und die Ahnlichkeit mit allerhand heidnischen Mythen ist nicht fortzuweisen. Das Ganze sieht wirklich nicht anders aus als eine phantasievolle orientalische Schilderung eines Albdrucks. Und die verrenkte Hüfte, die Jakob fortan zum Hinken zwingt, kann ohne Mühe als eine rheumatische Erkrankung ausgelegt werden, die sich Jakob in jener Nacht zugezogen hat.